

INSIDE

KABO-GESCHÄFTSFÜHRER

engagiert sich für eine
inklusive Gesellschaft



Marktplatz «Zukunft Inklusion»

Was der Selbstvertretungsrat
von der Veranstaltung mitnimmt

Von der Zollkontrolle in die Betreuung

Wie eine 47-Jährige
einen Neustart wagt

Vom Flüchtling zum Lernenden

Die besondere Geschichte
des Farhad Momand

IMPRESSUM

Herausgeberin: arwo Stiftung

St. Bernhardstrasse 38 | Postfach
5430 Wettingen
056 437 48 48
admin@arwo.ch | www.arwo.ch

Texte und Fotos: Melanie Bär
Gestaltung: Sibylle Streuli

Erscheinung/Auflage: Juni 26 / 4100 Ex.

Wir freuen uns über jede Spende

Spendenkonto arwo Stiftung, 5430 Wettingen
PostFinance-Konto 61-335519-4
IBAN CH22 0900 0000 6133 5519 4

**Jetzt mit TWINT
spenden!**



QR-Code mit der
TWINT App scannen



Betrag und Spende
bestätigen





Melanie Bär
Journalistin BR

«Selbstverständliches ist nicht selbstverständlich»

Das wurde mir während der Interviews mit Markus Köhle (Seite 4) und mit Debora Tamborini (Seite 8) bewusst. «Solange man gesund ist, erachtet man die Gesundheit als Selbstverständlichkeit. Heute ist sie für mich ein Geschenk», sagt Köhle, der aufgrund einer MS-Erkrankung im Rollstuhl sitzt. Zehn Jahre lang wollte er sich und seinem Umfeld die Krankheit nicht eingestehen. Sich von seinem alten Leben zu verabschieden, fiel ihm schwer. Verständlich, wenn man bedenkt, wie viel Planung bereits der Weg zum Interview erforderte.

Ähnliches erlebt Debora Tamborini. Auch wenn nicht sie selbst, sondern ihre Tochter von einer Beeinträchtigung betroffen ist. Beeinflussen tut es ihr Leben trotzdem. Auch sie musste Erwartungen loslassen. Zum Beispiel die Vorstellung, dass ihre Tochter irgendwann selbstständig leben kann. Und auch hier: Selbstverständliches ist nicht selbstverständlich. «Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich mich freute, als Vanessa abends drandachte, das Licht zu löschen, oder sich von selbst bedankte», sagte sie am Interview. Nicht weil ihre Tochter unfreundlich oder undankbar ist, sondern weil sie als Autistin die Welt anders wahrnimmt.

Solche Gespräche machen mich demütig. Manchmal beschämen sie mich sogar. Wie oft schätze ich meine Gesundheit, ein Danke nicht. Nerve mich über verspätete Züge, über einen Stau. Hetze von Termin zu Termin. Erachte es als selbstverständlich, dass alles funktioniert — jederzeit. Es ist für mich unvorstellbar, wie Markus Köhle bis zu zwei Stunden auf den Zug zu warten, damit jemand am Perron steht und beim Aussteigen hilft. Als er mir davon erzählte, klang er kein bisschen verbittert. Zwei Wochen später fragte ich ihn, wie lange er nach unserem Interview hatte warten müssen. Er wusste es nicht mehr. Mir wurde klar: Für ihn ist es selbstverständlich geworden, Geduld zu haben.

Melanie Bär

BETROFFENE HABEN DAS WORT

«ES BRAUCHT MEHR ALS RAMPEN UND LIFTE»



KABO

DER DACHVERBAND
der Konferenz der
Aargauischen
Behindertenorganisationen

Markus Köhle (59) ist verheiratet, hat zwei erwachsene Kinder, eine Enkelin und lebt in Muri. Nach einer KV-Lehre arbeitete er als Verkaufsleiter in der IT-Branche. Mit 23 Jahren erkrankte er an Multi Sklerose (MS). Mittlerweile hat er in den Innendienst gewechselt, sein Pensum auf 30 Prozent reduziert. Seit Anfang 2025 arbeitet er zusätzlich 20 Prozent als Geschäftsführer der KABO. Zuvor war er drei Jahre im Vorstand des Dachverbands der Konferenz der Aargauischen Behindertenorganisationen. KABO organisiert den Marktplatz «Zukunft Inklusion». www.kaboag.ch

Fehlende Barrierefreiheit, komplizierte Abläufe und zu wenig Wahlfreiheit: KABO-Geschäftsführer Markus Köhle sagt, wo Menschen mit Behinderung im Alltag an Grenzen stossen.

Sie arbeiten täglich für Inklusion – wo haben Sie heute die grössten Barrieren erlebt?

Auf dem Weg zu diesem Interview. Ich war mit dem Zug unterwegs und konnte nicht selbstständig aussteigen. Der Absatz beim Ausstieg war zu hoch. Die Rampe reichte nicht, ich benötigte einen mobilen Lift und musste meine Ankunft vorgängig anmelden.

Spontane Reisen mit dem öffentlichen Verkehr sind für Sie also nicht möglich?

Es hängt vom Ein- und Aussteigeort ab. Am Aarauer Bahnhof hat es beim Aussteigen keine Absätze. Dort bin ich mit meinem elektrischen Rollstuhl selbstständig unterwegs.

Sie sind der Geschäftsführer der KABO Aargau, der Konferenz der Aargauischen Behindertenorganisationen. Der Dachverband setzt sich für eine inklusive Gesellschaft ein. Steht die Beseitigung solcher baulichen Hindernisse im Fokus?

Nicht hauptsächlich. Gemeint sind Sachen, über die man nicht so oft spricht. Zum Beispiel Wahlfreiheit beim Wohnen. Oder das Vorantreiben von Peers, damit Menschen mit Behinderung andere Menschen mit Behinderung coachen können. Sie sollen dafür entschädigt werden. Aus meiner Sicht gibt es zu viele Akteure und Kässeli – Beistandschaft, IV, Ergänzungsleistungen, Assistenten. Die KABO setzt sich auch für eine Integration im Schulbereich ein. Wenn möglich soll integrativ, nicht separativ geschult werden. Das wird nie ganz gelingen, aber es gibt ja auch nicht nur Schwarz und Weiss, sondern Grauzonen.

Wie setzt sich der Dachverband konkret für diese Anliegen ein?

Wir geben aus Sicht der Betroffenen Inputs. Zum Beispiel beraten wir die Kommission, die den indirekten Gegenvorschlag der Inklusionsinitiative erarbeitet. Wir sind im Vorstand alles Betroffene oder als Angehörige indirekt Betroffene. Nicht Aufgabe des Dachverbands ist hingegen die Beratung von Betroffenen. Dort vernetzen wir und geben Anliegen weiter. Auch auf politischer Ebene. Wir haben mit dem Kanton einen Leistungsvertrag und bringen bei ihm unsere Anliegen ein.

Wo liegt der Aargau in Sachen Inklusion im Vergleich zu anderen Kantonen?

In der Mitte. Er kämpft mit Finanzen. Die Politik bestimmt, wie schnell es vorwärtsght mit der Umsetzung.

Tut sie genug?

Nein, zu wenig.

Wo zeigt sich das?

Zum Beispiel im Bereich von Institutionen, wo gerade ein Umbruch stattfindet. Zeka ist die einzige Institution für körperlich behinderte Menschen im Aargau. Die meisten Institutionen bieten Plätze für Menschen mit mehrfacher Behinderung. Es wäre wichtig, dass es mehr Plätze gibt für «nur» körperlich behinderte Menschen.

Ist das nicht ein Widerspruch zur Inklusion?

Ja und nein. Grundsätzlich ist der Kanton der UN-Behindertenrechtskonvention verpflichtet. Sie verlangt, dass jeder Mensch so leben kann, wie es für ihn gut ist. Es muss für die Menschen stimmen, die es betrifft. Wer alleine leben will, soll das dank Assistenzpersonen tun können. Es ist aber nicht so, dass alle aus einer Institution raus wollen. Für einige ist eine Institution das Richtige. Sie fühlen sich dort wohl, die Mitbewohner sind wie ihre Familie. Es braucht eine Auswahl.

Bringen Sie sich als Betroffener auch in Institutionen ein, also bei Ihren Mitgliedern?

Ja, ich hielt gerade bei einer Stiftung einen Impulsvortrag zum Thema Loslassen. Es gibt Angehörige, die (zu) viel bestimmen wollen. Mit ihnen habe ich diskutiert.

Wurdet ihr euch einig?

Nein, es gab lange Gesichter. Ich sage nicht, dass ihr Verhalten nicht richtig ist. Ich erzähle einfach von meinen Erfahrungen. Ich musste aufgrund meiner Krankheit viel loslassen. Job, Mobilität, vieles, was ich früher tat, kann ich heute nicht mehr tun.

Was fiel Ihnen am schwersten, loszulassen?

Das alte Leben. Mir meine Krankheit einzugestehen. Ich brauchte zehn Jahre, bis ich ehrlich war. Ehrlich zu meinem Umfeld, aber auch zu mir selbst. Mir eingestand, dass ich nicht mehr nächtelang in den Ausgang gehen, an jeder Party teilnehmen kann. Als ich es mir eingestand, war es ein Befreiungsschlag.

Wie haben Sie es geschafft?

Ich hatte Zeit. Es war ein langsames Loslassen. Ganz anders bei einem Unfall. Da wacht man in Nottwil auf und kann nichts mehr.

Haben Sie wegen der Krankheit auch etwas dazu-gewonnen?

Ja, sehr (lacht). Meine Krankheit hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin. Solange man gesund ist, erachtet man die Gesundheit als Selbstverständlichkeit. Heute ist sie für mich ein Geschenk. Ich lebe heute sehr bewusst, viel bewusster als zuvor. Dank der KABO kann ich mich für Anliegen von Menschen mit einer Behinderung einsetzen, die sich nicht getrauen oder es nicht können. Ich kann Vorträge halten, treffe Menschen, die ich sonst nicht getroffen hätte. Wie hier bei diesem Interview. Ich sehe einen Sinn dahinter.

Haben Sie Ihre Rückreise schon gebucht?

Nein, nach dem Interview werde ich das online tun. Vielleicht hat es genügend Personal und ich muss nicht zwei, sondern nur eine Stunde warten. Und vielleicht entscheide ich mich auch für den Umweg über Aarau. Mal sehen. ■



Danilo Lopusina und John Green an der Veranstaltung «Zukunft Inklusion».

DER SELBSTVERTRETUNGSRAT AUF ERKUNDUNGSTOUR

INKLUSION BEGINNT IM BETRIEB

An der Veranstaltung «Zukunft Inklusion» in Aarau zeigen Betroffene, was sich in Sachen Inklusion ändern muss. Drei Mitglieder des Selbstvertretungsrats der arwo nehmen Ideen mit – und neue Fragen.

«Das habe ich schon», sagt Cinzia Perri. Die 44-Jährige zeigt auf ein Arbeitsbuch, das auf dem Tisch am Stand des Infobüros Handicap der Region Brugg liegt. Darin ist die UN-Behindertenrechtskonvention in einfachen Worten erklärt. «Ich habe an einem Kurs der sebit teilgenommen, da haben wir das Buch erhalten», sagt sie zu Rosi Magon, die hinter dem Stand steht. Die Vereinspräsidentin erklärt, dass sie auch über andere Themen im Zu-

sammenhang mit Handicap beraten. Von Cinzia Perri will sie wissen, wo sie arbeitet. «Im Genuss-Atelier der arwo. Wir stellen dort Lebensmittel her. Mein Lieblingsprodukt sind gedörrte Mangos.» Kure Zeit später verabschiedet sie sich, um sich in der Markthalle in Aarau den nächsten Stand anzusehen. Knapp 20 Vereine, Stiftungen und andere Dienstleister von Angeboten für Menschen mit Beeinträchtigung zeigen, was sie in Sachen Inklusion tun.

Auch Betroffene selbst. Am Stand der integra steht Patrick Stocker. Er arbeitet in der Logistikabteilung der Freiamter Stiftung und ist Mitglied des Selbstvertretungsrats. Danilo Lopusina und Marcel Pfiffner, die diese Funktion in der arwo Stiftung ausüben, wollen von ihm wissen, was der Rat erreicht hat. Anders als in der arwo ist das Gremium dort nicht neu, sondern besteht seit mehreren Jahren. Patrick Stocker zeigt auf ein Bild mit kurzen Hosen.

«ZUKUNFT INKLUSION»

Betroffene sagen, was sich in Sachen Inklusion ändern muss.



Diese dürfen in der Logistikabteilung getragen werden. «Die Idee stammt von meinen Arbeitskollegen, sie sind damit zu mir gekommen und haben mich gebeten, Einfluss zu nehmen.» Der Selbstvertretungsrat war erfolgreich. Mittlerweile hat sich auch Cinzia Perri zu ihnen gesellt und aufmerksam zugehört. «Bei uns in der Küche wäre das nicht gut, weil manchmal heisses Öl herumspritzt» kommentiert sie. Was bisher das Schwierigste war, wollen sie vom Freiämter Kollegen wissen. «Meinungen zu vertreten, wo ich selbst anderer Meinung bin», sagt er und fügt an: «Aber das gehört halt dazu.» Am Schluss fragt er die arwo-Mitarbeitenden, wer ein Ratsmitglied ersetzt, das während der Amtsperiode zurücktritt. «Gute Frage», sagt Marcel Pfiffner und gibt sie John Green weiter. Der Leiter der Stabsstelle Agogik ist mit ihnen an die Veranstaltung gereist. Er hat bei der Einführung des Selbstvertretungsrats mitgeholfen. Ende Jahr soll die dreijährige Aufbauphase abgeschlossen sein. Bereits seit Anfang Jahr arbeiten die fünf Ratsmitglieder mit Unterstützung einer Assistentin (siehe Artikel Seite 8) und einem Coach eigenständig. Ziel ist es, dass sich John Green ganz zurückziehen kann. Heute sind sie jedoch froh um seine Anwesenheit. Denn

er weiss: In den Rat rutscht diejenige Person mit den meisten Stimmen nach, die nicht gewählt wurde. «Wie bei uns», antwortet Patrick Stocker.

«Kommst du am Samstag an unseren Anlass, Marcel?», fragt ein Vorstandsmitglied der Behindertensportgruppe (BSG) Wettingen. Sie schaut sich in der Markthalle um. Sie ist nicht die Einzige, die sich über Angebote informiert oder auf diese aufmerksam macht. Nicht zu übersehen ist auch Christian Vontobel mit seinem selbstbalancierenden Rollstuhl und seiner Hündin Chaya. Er ist Präsident des Vereins kultiv.ch. Ihr Anliegen: Kultur soll für Menschen mit Beeinträchtigung zugänglich sein. Seit einem unverschuldeten Unfall ist er auf den Rollstuhl angewiesen und weiss genau, wo die Hindernisse liegen. «In Form von Schwellen und Randsteinen zum Beispiel», sagt er. Am Bluesfestival Baden sorgt er als Mitorganisator für barrierefreie Zugänglichkeit des Festgeländes.

Nach knapp fünf Stunden haben die drei Selbstvertretungsmitglieder genug gehört und gesehen. Mit diversen Flyern in der Tasche und vielen Eindrücken im Kopf gehen sie Richtung

Bahnhof. Für sie hat sich der Besuch am Marktplatz gelohnt. Sie haben erfahren, was andere für eine inklusive Gesellschaft tun. «Ich finde die Gebärdensprache eine gute Sache. In der arwo wünschen sich einige, dass wir die noch besser lernen und anwenden», sagt Cinzia Perri, die am Stand einer anderen Stiftung inspiriert wurde. Danilo Lopusina wurde während einer Diskussion bewusst, wozu der Selbstvertretungsrat da ist: «Wir vertreten die Anliegen anderer Mitarbeiter.» Und für John Green ist klar: «Inklusion braucht es nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch innerhalb von Organisationen.»

In einem Jahr werden nicht nur im Aargau, sondern in der ganzen Schweiz Anlässe durchgeführt, um aufs Thema Inklusion hinzuweisen. Die Konferenz der Aargauischen Behindertenorganisationen (Kabo) wird dann wieder in die Markthalle nach Aarau einladen. «Vielleicht steht ihr dann ja selbst an einem Stand und erzählt von euren Erfahrungen», sagt John Green. «Wie heute? Statt zu arbeiten?», fragt Danilo Lopusina. «Das ist auch Arbeit», erwidert John und lacht, als er einen ungläubigen Blick von Danilo Lopusina erntet. ■

VON DER BEAMTIN ZUR BETREUERIN

MITTEN IM LEBEN NEU BEGINNEN

«Ich erhalte mehrmals am Tag
direkte Wertschätzung.»

Debora Tamborini



17 Jahre kontrollierte Debora Tamborini Gepäck am Flughafen. Dann zog sie die Reissleine. Heute arbeitet sie in der arwo und sagt: «Ich erhalte direkte Wertschätzung.»

«Das ist die Frau, von der ich dir erzählt habe. Sagst du hallo?», sagt Debora Tamborini zu ihrer Tochter, die auf dem Sofa in der Stube sitzt. Die 47-Jährige spricht langsames Hochdeutsch mit Vanessa und macht Gebärdenzeichen dazu. Zuvor hat sie ihr ein Bild von der Journalistin gezeigt, die nun da ist, um ihre Mutter zu interviewen. Die 16-Jährige ist schwerhörig und hat Autismus. «Sie schaut aus einem anderen Blickwinkel in die Welt. Vieles, was für uns wichtig ist, nimmt sie nicht wahr, weil es in ihrer Welt nicht wichtig ist. Sie fühlt sich mehr zu Tieren hingezogen als zu Menschen.» Welcher Blickwinkel besser sei, wolle sie nicht beurteilen, sagt sie und setzt sich an den grossen Holztisch in der Stube.

Vor zwei Jahren ist sie mit ihren beiden Töchtern vom Haus in Spreitenbach in die 4½-Zimmer-Wohnung nach Baden gezogen. Die Wohnung ist modern eingerichtet. Mehrere Holzfiguren von Reisen aus Afrika und viele Kerzen dekorieren das grosse Wohnzimmer. Ihr Dialekt verrät, dass sie im Nachbarkanton aufgewachsen ist. «In Winterthur», bestätigt sie und erzählt, dass sie mit ihrem Ex-Partner aufgrund der Jobs vor 20 Jahren nach Spreitenbach zog. Nach der kaufmännischen Lehre hat sie 17 Jahre lang als Zollrevisorin am Flughafen gearbeitet. Ihre Aufgabe: Passagiere und Gepäck kontrollieren. «Man brauchte ein dickes Fell, doch es hat mir gefallen.» Ihre Fremdsprachenkenntnisse und ihre Reiselust kamen ihr zugute. Anderthalb Jahre hat sie als junge Frau in Südamerika verbracht. Vom Vater, einem Tessiner, lernte sie Italienisch. Trotz Leidenschaft zum Reisen kehrte sie immer wieder heim. «Auf die Dauer lebt es sich in der Schweiz besser.»

Auch wenn ihr Leben in der Schweiz nicht ohne Herausforderungen blieb. Die Schwerhörigkeit ihrer Tochter wurde erst mit anderthalb Jahren entdeckt. Zufällig bei einer Routineuntersuchung. Die Diagnose traf sie unvorbereitet, ihre Welt fiel zusammen. «Komischerweise traf es mich vier Jahre später viel weniger, als zusätzlich Autismus diagnostiziert wurde. Obwohl diese Beeinträchtigung viel einschneidender ist.» Warum? Debora Tamborini blickt nachdenklich ins Leere. Sie weiss es selbst nicht. Dann wird ihr Blick wieder klar: «Man sagt ja, dass Kinder ihre Eltern aussuchen. Falls das so ist, kann ich stolz sein, dass ich ihre Mutter bin.» Debora Tamborini steht auf. Schneidet ein Stück Zitronenkuchen ab, den ihre ältere Tochter Luisa zum Muttertag für sie gebacken hat. Immer wieder

erwähnt sie während des Gesprächs, welche Stütze Luisa für sie ist. Dank ihr und ihrem Umfeld schaffe sie es, Alltag und Job als alleinerziehende Mutter unter einen Hut zu bringen. Gleichzeitig frage sie sich, ob sie ihrer älteren Tochter früher nicht zu viel Last aufgebürdet hat. Mittlerweile lebt Vanessa während der Woche im Internat der Stiftung «Zentrum für Gehör und Sprache» in Wollishofen. Das verschafft der Familie Freiraum. Debora Tamborini ist gerade besonders froh darum. Vor zwei Jahren hat sie eine Nachholbildung als Fachfrau Betreuung für Menschen mit Beeinträchtigung begonnen und ist mitten in den Abschlussprüfungen.

Ihr Job als Zollrevisorin wurde umstrukturiert. «Ich hätte mich weiterbilden und eine Waffe tragen müssen. Das wollte ich nicht, deshalb kündigte ich», erzählt Debora Tamborini. Ein langer und schwieriger Prozess, wie sie sagt. Sie suchte einen sinnvollen Job, schaute sich Velomechanikerin, Tramchauffeurin und Sportartikelverkäuferin an. «Doch nach so vielen Jahren als Beamtin ist der Branchenwechsel nicht einfach.» Zufällig stiess sie auf ein Stelleninserat der arwo, wo Quereinsteiger gesucht wurden. Sie erfuhr, dass ihre Erfahrung als Mutter mit einem beeinträchtigten Kind ein Plus war. Zur arwo kam sie jedoch erst Mitte 2025. Vorher arbeitete sie in zwei anderen Stiftungen. Bei der einen war der Arbeitsweg zu lang und bei der anderen sei sie entgegen der Abmachung vor allem in der Pflege eingesetzt worden. Die arwo sei die einzige Institution gewesen, in der sie völlig wertfrei behandelt wurde. «Und ich kann sogar mit dem Velo hinfahren. Zudem werde ich in der Betreuung eingesetzt, was meinen Fähigkeiten entspricht», sagt sie glücklich. Velofahren gehört genauso wie Rennen und Herumreisen mit ihrem VW-Büssli zu ihren liebsten Hobbys.

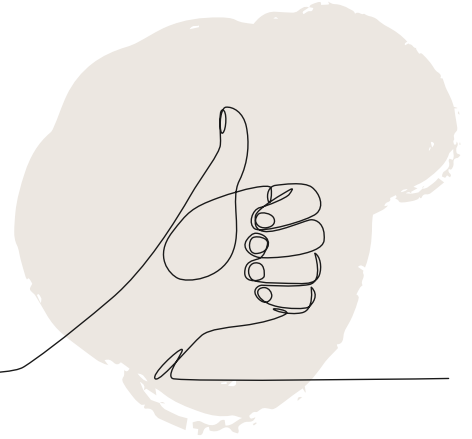
Was gefällt ihr an der Arbeit in der komplett anderen Branche? Debora Tamborini antwortet, ohne zu zögern: «Ich erhalte mehrmals am Tag direkte Wertschätzung. Im alten Job hatte ich das nicht», sagt sie und fügt lachend hinzu: «Niemand freute sich, eine Busse zu erhalten.» Anders heute. Nie werde sie das Strahlen und den Stolz des Mitglieds des Selbstvertretungsrats vergessen, dem sie beim Schreiben der ersten E-Mail half. Seit Anfang Jahr unterstützt sie den Rat als Assistentin. Eine Herzensaufgabe, wie sie sagt.

Mittlerweile ist es Abend geworden. Vanessa ist auf dem Sofa eingeschlafen. «Oje, jetzt muss ich sie wecken. Sie muss noch baden.» Ohne Hilfe geht das nicht. Debora Tamborini berührt ihre Tochter leicht an der Schulter, fragt, ob sie sich vom Gast verabschieden will. Ohne den Kopf zu drehen, winkt sie zum Abschied – und lächelt sogar. ■

VON DER FLUCHT ZUM ERFOLG

LERNENDER ÜBERWINDET ALLE HINDERNISSE

Zum ersten Mal schliesst in der arwo ein Jugendlicher seine Lehre ab, der als unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender (UMA) in die Schweiz kam. Fünf Jahre nach seiner Flucht hat Farhad Momand damit seinen nächsten Meilenstein geschafft.



Weisses Hemd, schwarze Hose und dunkle Sneaker. Die Mitarbeitenden des Hausdienstes haben sich schick angezogen am letzten Freitag im Mai. Eilig tragen sie Essen und Getränke zwischen Cafeteria, Küche und dem grossen Saal im Wohnheim hin und her. Dort ist laute Musik zu hören, einige Bewohner tanzen. Das Mitarbeiterfest für alle, die nicht am Firmenausflug teilnehmen können, ist im vollen Gang. Die Leute des Hausdienstes haben alle Hände voll zu tun, um für ihr leibliches Wohl zu sorgen.

Einer von ihnen ist Farhad Momand. Vor einigen Tagen absolvierte er seine Abschlussprüfung als Praktiker Hotellerie-Hauswirtschaft EBA, der zweijährigen Lehre mit dem etwas tieferen Niveau als das eidgenössische Fähigkeitszeugnis EFZ. «Ich war sehr nervös und machte ein paar blöde Fehler», sagt er auf Hochdeutsch. Deutsch ist eine Fremdsprache für ihn. Die Nervosität hat dazu geführt, dass er nicht alle Aufträge richtig verstand, erklärt er. Die Sprachbarriere ist auch der Grund, weshalb er in der arwo nicht die EFZ-, sondern die EBA-Lehre absolvierte.

Vor fünf Jahren kam Farhad Momand als minderjähriger unbegleiteter Asylsuchender (UMA) in die Schweiz. Damals war er vierzehn, wie er sagt. Ein Schweizer Arzt hat ihn mindestens zwei Jahre älter geschätzt. Neun Monate war er zuvor auf der Flucht aus Afghanistan. Zu Fuss war er mit seinem Cousin in seinem Heimatland losgezogen, ohne jemand zu informieren. Erst als die beiden in der Türkei angekommen waren und die Hilfe eines Schleppers brauchten, rief er seine Eltern an, um sie um Geld zu bitten. «Meine Eltern weinten, wollten, dass ich zurückkam», sagt er. Er liess sich jedoch nicht von seinem Fluchtplan abbringen. «Schon als Kind wollte ich wissen, wie man nach Europa gelangt, und wurde deswegen ausgelacht», erinnert er sich zurück. Im Internet hatte er Berichte von Geflüchteten gesehen, «die in Europa ein schönes Leben hatten». Er selbst fühlte

sich nicht nur durch den damaligen Krieg bedroht, sondern durch die Regeln der Regierung. «Es wurde zum Beispiel vorgeschrieben, wie der Haarschnitt sein muss oder welche Kleidung man tragen darf.» Besonders für Frauen seien die Regeln einschneidend, die Rechte massiv beschränkt.

Via Griechenland, Serbien, Rumänien und Tschechien reiste er nach Europa. Sechs Monate lebte er in Deutschland in einer Asylunterkunft. Weil er keine Papiere hatte, durfte er dort keine Schule besuchen. Ein No-Go für seinen Vater, der in Afghanistan als Lehrer und Schneider arbeitete. «Meine Eltern zwangen mich, in ein Land zu wechseln, wo ich zur Schule durfte.» Mit dem Zug reiste er in die Schweiz. Nach drei Monaten in einer Asylunterkunft für UMAs zog er in eine Jugendwohngruppe nach Schlieren um. Zusammen mit anderen Jugendlichen, die aufgrund ihrer familiären Situation nicht daheim lebten. «Dort sprachen alle schweizerdeutsch miteinander. Für mich war das gut, so lernte ich die Sprache schnell. Mittlerweile verstehe ich gut Deutsch und etwa 70 Prozent, wenn Schweizerdeutsch gesprochen wird», sagt Farhad Momand. Diese Sprachkenntnisse und der Ausweis für vorläufig aufgenommene Personen ermöglichten ihm, eine Lehrstelle zu suchen.

Zur arwo kam er zufällig. In einem Inserat sah er, dass Mitarbeitende gesucht werden. Auch die Arbeit in der Lingerie war darin aufgeführt. Das machte ihn hellhörig. Zu Hause hatte er seinem Vater vor Schulbeginn in der Schneiderei geholfen. Dort wurden neue Kleider genäht und vor dem Verkauf gebügelt. «Diese Arbeit hat mir gefallen. Und ich dachte mir, meine Erfahrung könnte in der arwo nützlich sein.» Er bewarb sich und bekam die zweijährige Lehrstelle als Praktiker Hotellerie-Hauswirtschaft. Dazu gehört nicht nur die Arbeit in der Wäscherei, sondern auch im Service, der Cafeteria und in der Reinigung. «Ich mache alles ger-

ne», sagt er und lacht. Erst auf Nachfragen fügt der 21-Jährige an, dass ihm die Arbeit in der Wäscherei noch immer am besten gefällt. «Ich mag Menschen. Deshalb arbeite ich gerne im Team und spreche gerne mit den Gästen, wenn ich im Service bin.»

Seine Berufsbildnerin, Joana Coimbra, berichtet nur Gutes über den Lernenden. Niemand im Team störe seinen Hintergrund. Im Gegenteil, die Durchmischung von Lernenden und Mitarbeitenden mit und ohne Beeinträchtigung sei ein Gewinn für alle. «Manchmal kann er Dinge nicht benennen und unsere langjährigen Mitarbeitenden sind stolz, dass sie es ihm beibringen können», nennt sie ein Beispiel. Für ihn sei eine Stiftung, in der man sich gewohnt sei, mit verschiedenen Herausforderungen umzugehen und entsprechend geschultes Personal habe, ein Vorteil. Joana Coimbra ist

auch im Austausch mit den Betreuern der Wohngruppe. Mittlerweile ist er dort in eine 2-Zimmer-Wohnung umgezogen.

Die strenge Mittagszeit ist vorbei. Alle Bewohnenden haben gegessen und das Hausdienst-Team beginnt abzuräumen. Mittendrin Farhad Momand. «Wir reden Mundart mit ihm», sagt Mitarbeiterin Isabella Fulminis und fügt an: «Wenn er etwas nicht versteht, dann fragt er halt nochmals.» Arbeitskollegin Sonja König fügt an: «Mittlerweile kommt das aber selten vor.» Farhad Momand blickt zu ihnen rüber und lacht: Offensichtlich hat er verstanden, worüber sie sprachen. Sie alle freuen sich, dass er auch nach seiner Lehre noch mindestens bis Ende Jahr in der arwo bleibt. ■



ARWo-INSIDE 114

Die nächste Ausgabe
erscheint im
September 2026